Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **15 (1937-1938)**

Heft 10

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XV. Jahrgang, Heft 10 — März 1938

Preis der Einzelnummer Fr. —.50 Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalien

„Ein sehr wirksames Heilmittel gegen die Verleumdung, gerade so wie auch gegen Seelenschmerzen, ist die Zeit. Tadelt die Welt, was wir unternommen haben oder wie wir uns betragen, mag es nun gut oder schlecht sein, so müssen wir nur ruhig dabei beharren. Schon nach kurzer Zeit wird der Gegenstand abgedroschen, die bösen Mäuler lassen ihn fallen und suchen einen neuen Stoff. Und je fester und unerschütterlicher wir trotz dem Geschrei unsern Weg fortsetzen, um so rascher wird das, was man anfangs verdammte oder was Befremden erregte, vernünftig und in der Ordnung befunden werden. Denn die Welt, die nie glaubt, daß einer, der nicht nachgibt, unrecht habe, verurteilt am Ende sich selbst und spricht uns frei. Daher kommt, was man täglich sehen kann, daß die Schwachen leben, wie die Welt will, die Starken, wie sie selber wollen."

(Giacomo Leopardi, „Gedanken". Übersetzt von Paul Heyse.)

*

Picasso malt. — Wie andere Kubisten, glaubte Picasso die künstlerische Erregung, in die ihn die Gegenstände versetzten, nicht besser darstellen zu können, als daß er wirkliche Fragmente von ihnen in die Bilder setzte. Er klebte daher auf die Leinwand, was ihm das tägliche Leben entgegenwarf: Zeitungstitel, Buchstaben, Flaschenetiketten, die verschiedensten Gebilde aus Papier, Karton, Metall und Draht — sogar Splitter von Spiegeln. Er arbeitete mit Fäden und Eisenstücken. Er leimte, streute Sand in die Farben, rauhte sie auf, versuchte sie auf verschiedenste Weise zu körnen. Er begann zu hämmern, zu sägen, zu feilen. Es war die Zeit, in der die Nachbarn, die, unruhig geworden, nach dem Lärm in der Werkstatt Picassos zu fragen begannen, die Antwort erhielten: „Picasso malt!"

(Aus dem Buch über Picasso von Gotthard Jedlicka.)

*

Wenn einer unter sehr vielen — einer nur! — den Mut findet, sich kritisch über eine „Kunst" zu äußern, die den meisten von uns zwar nichts bedeutet (d. h. die wir nicht d e u t e n können), die wir aber aus Furcht vor der Blamage „immerhin interessant" zu finden geglaubt haben, so können wir eine solche Tat nicht hoch genug schätzen. Bernhard Diebold hat sich in einem hervorragenden Essay „Für wen ist das gemalt?" in der NZZ (vgl. Nr. 372 und 399) mit der dreißigjährigen, altvertrauten Tradition des „Andersmachens" eingehend auseinandergesetzt. Wir haben befreit aufgeatmet, weil nun hier endlich einmal ein Berufener uns das sagt, was wir schon längst

fühlten. Diebold hat damit bestimmt nicht für den „Bourgeois" eine Lanze gebrochen, wie zaghafte ästhetisierende Intellektualisten uns etwa glauben machen wollten, sondern für den Bürger, die Vernunft und das ungetrübte künstlerische Gefühl schlechthin. „‚Für wen wird das gemalt?' ist die vornehmste Frage, die sich Europa endlich stellen muß, nachdem sich seit einem Menschenalter eine Kunstgesinnung des ‚Nichtverstandenwerdenwollens' eingebürgert hat. In den dreißig vergangenen Jahren seit dem Kubismus müßte das ABC nun endlich gefunden sein, so gut wie der Pleinairismus oder die Tristan-Harmonik sich schließlich als sehr ‚gesetzlich' und ‚verständlich' erweisen konnten. Die schwerste Kunst muß in drei Jahrzehnten auch außerhalb des Kreises der Intimen ihre Deutung finden ..."

„Die Antwort auf die Titelfrage: ‚Für wen ist das gemalt?' wird von der höchsten Künstlerschaft in Ewigkeit beantwortet: Für Dich! — für mich! — für u n s!"

*

Es mag einer noch so sehr über einen vorzüglichen Charakter verfügen — Talentlosigkeit wird ihm selten verziehen. Umgekehrt aber sind wir nur allzu leicht geneigt — sofern uns persönlich daraus kein Schaden erwächst —, die Vorzüglichkeit eines Talentes als einen Freipaß für schlechte Eigenschaften hinzunehmen.

*

„Der Nihilismus kann nur aufkommen in einer Zeit wie in einer Persönlichkeit, durch deren Ganzes ein Bruch geht. Der Nihilismus weist letztlich als ein Symptom hin auf einen Mangel an seelischem Gleichgewicht. Handeln und Denken, Erfahren und Fühlen, Wissen und Glauben stehen in keinem rechten Verhältnis zueinander, sind nicht durcheinander bedingt, nicht wechselseitig ergänzt, geleitet, berichtigt; die seelischen Elemente einer Zeit, einer Persönlichkeit sind irgendwie in Unordnung, leiden an Überwuchs, sind irgendwie verkümmert: das sind nicht die Ursachen des Nihilismus, aber der Boden, auf dem er gedeiht. Seine Ursache aber, um es andeutend und mit einem Worte zu sagen, ist die Zermürbtheit der Seele, ein Nachlassen der Spannung, welche die Seelenkräfte zügelt und ihre Anarchie bändigt, ein Müdegearbeitetsein der Seele in einem furchtbaren Kampfe gegen sich und die Welt, und letztlich das deutliche Bewußtsein ihrer Unfähigkeit und Schwäche, sich zu zügeln, sich festzuhalten, der Anarchie steuern zu können."

(Aus „Deutsche Literatur der Gegenwart" von Werner Mahrholz.)

STUDENTISCHER KNIGGE.

Manch einer bringt aus seiner Kinderstube ein gutes „Benehms" mit. Aber auch Hochschüler ohne diese seltene gouvernantale Mitgift möchten sich meistens durch ihren Umgang mit den Mitmenschen als Akademiker kennzeichnen. Ihnen zum Frommen verrate ich folgende Geheimnisse der richtig studentischen Umgangsformen:

Benimm dich stets so, als ob du nur nach telephonischer Voranzeige angesprochen werden dürftest.

Sei dir immer bewußt, daß du zur Crème der Gesellschaft gehörst, und dich deshalb von der Hefe der Sozietät möglichst fern zu halten hast.

Wie manches Semester lang du auch neben dem gleichen Kommilitonen auf der Hörsaal-Bank herumrutschst, unterlaß nie, in den kargen Gesprächen ihn zu siezen und zu ihrzen. Das gibt Distanz, verleiht den Nimbus der Würde, ist ein Kennzeichen der geistigen Nobilität.

Wisse, daß deine Kollegen sich bald in jene schlimmen Kreaturen verwandeln, die dir das tägliche Brot streitig machen werden. Behandle die künftige Konkurrenz, wie sie es verdient.

Vor Kollegheft-Spionage sieh dich für. Was deinem Kommilitonen heute nicht nützt, wird dir später nicht schaden.

Laß dich nie ans Gängelband der studentischen Ausschüsse und Kommissionen nehmen. Weshalb solltest gerade du dich mit zusätzlicher Arbeit belasten? Andere werden sich schon dazu hergeben, denn die Dummen werden nie alle.

Studentische Anlässe sind das geeignetste Ziel deiner Kritik und deines ätzenden Humors. Auch als Nicht-Teilnehmer tue deine ehrliche Meinung darüber deutlich kund, denn die sich abmühenden Veranstalter könnten sich nur zu leicht der Illusion hingeben, ihr Fest sei gelungen.

Dulde nicht, daß freche Wilderer in das Revier deines Bekanntenkreises einbrechen. Deine Bekannten sind deine Prunkstücke. Sich ihrer zu entäußern, indem du alle gegenseitig vorstellen würdest, wäre ein Akt der Selbstverleugnung. Denn mit wessen Bekanntschaft könntest du dich noch rühmen, wenn alle Studenten einander kennen würden?

Beachte stets das Gesetz der Soziologie: Die Clique vermische sich nicht mit dem Klüngel. Ansonst entstände ein Bastard, der nur euphemistisch Gemeinschaft genannt wird.

Zeige stets, daß dir ein Raffinement in der Freundschaft, eine Delikatesse der Beziehungen eigen ist. Gegen kameradschaftliches Getue wehre dich mit den Handschellen der Konvenienz.

Als der Weisheit letzten Schluß merke dir: „Jede Gemeinschaft macht, irgendwie, irgendwo, irgendwann — ‚gemein' (Nietzsche)."

Bino Bühler, jur.

DIE SONNE VON SAN MUREZZAN.

Wenn eine Familie Floh heißt und um die Erlaubnis einkommt, sich Flohr zu nennen, so ist das begreiflich. Warum aber St. Moritz seinen klangreichen Namen San Murezzan aufgegeben hat, um sich St. Moritz zu nennen, kann kein Mensch verstehen.

Aber das macht nichts. Die Sonne von St. Moritz scheint doch wie närrisch in der Halle der Chantarella. Nicht weil es ihre im Prospekt festgesetzte Pflicht ist. Sie tut es ganz unentgeltlich und gerade deshalb mit besonderer Lust, mit einer Glut und einer Kraft, geeignet, auch vereiste Herzen aufzutauen.

Ob ihr diese Aufgabe immer und ganz gelingt, weiß ich nicht. Spuren sind erkennbar. Die liebtraurige Witwe aus Amerika, die mit ihren drei entzückenden Kindern einen wunderbaren Gatten beklagt, hat gestern am Morgen zum erstenmal gelacht; die grundgute und grundschöne Gräfin aus Böhmen, sonst voll von eigener und angelesener Philosophie, war gestern nachmittag geradezu kindlich froh, als sie wie ein Wiesel nach Celerina lief, um den berühmten Nationalökonomen zu besuchen. Die reizvoll-skeptische, lebensenttäuschte Wienerin schien gestern am Abend um eine Nuance weniger geistreich und absprechend als sonst.

Im ganzen aber hat die Sonne keinen frenetischen Erfolg. Sie brennt nämlich nicht immer auf die Rechten. Zu viele von denen, mit welchen sie zu tun hat, glauben — irrtümlich —, sie seien wirklich ohne weiteres wert, daß sie die Sonne bescheint, und verhalten sich deshalb abwartend, ohne Elan, ohne Begeisterung. Sie sind eben von jung auf erzogen, sich über nichts zu wundern.

St. Moritz ist zu schön, zu wohltuend, zu märchenhaft. Es dürfte nicht für jedermann zu haben sein, der täglich hundert Franken oder mehr ausgeben kann. St. Moritz sollte Welteigentum sein. In jedem Jahre müßten nur jene nach St. Moritz geschickt werden, die es verdient haben: die Mutter, die ihr krankes Kind mit Aufopferung gesund gepflegt hat, der Dichter, der das Buch geschrieben hat, welches die Welt besser macht, der Komponist, dem ein Musikstück gelungen ist, das selbst Unmusikalische bewegt, der Maler, der das Bild gemalt hat, vor

dem wir staunend stehen bleiben, weil es unser Innerstes offenbart; wer die höchste Sportleistung, natürlich ohne Rekord, vollbracht hat, der Staatsmann, der den entscheidenden Schritt zum Weltfrieden gemacht hat, die Schauspielerin, die uns lachen und weinen läßt, der Arzt, der der Krebsforschung näher an den Leib gerückt ist, der Rechtsanwalt, der nur gerechte Prozesse führt, der gute Richter, der liebreiche Lehrer. Diese alle sollen da kommen dürfen. Ein Prytaneion. Ein neuer und gerechter Nobelpreis.

In dem Gewimmel der Zahlungsfähigen gibt es natürlich auch schon jetzt Leute, die etwas können, die gearbeitet haben und die sich nun mit Recht erholen. Aber sie treten so vereinzelt auf, daß sie sich fürchten. Auch sind die Armen verhext. Irgend ein Satan hat für sie die Bezeichnung „prominent" erfunden. Das geht ihnen — nur wenige sind ausgenommen — nach. Solche gibt es, die das Wort nicht scheuen, denn Talent schützt natürlich nicht vor Geschmacklosigkeit. Die sind den ganzen Tag prominent. Aber gut haben sie es auch nicht. Sie müssen nämlich viel prominenter sein, als sie zu Hause sind. St. Moritz ist eben eine Bühne. Auf einer solchen aber muß man sich bekanntlich, auch wenn man hundert Kilo wiegt, noch ein Kopfpolster drunterstecken, wenn man einen Dicken vorstellen will. Also stecken sich die Prominenten ungeheure Mengen von Arroganz unter die Weste. Dann gehen sie so herum, natürlich mehr erhitzt als erwärmt.

Aber auch die andern, die Höchst-ungern-Prominenten, haben es nicht leicht. Sie arbeiten nämlich ununterbrochen an ihrem Inkognito. Sie klappern vor Angst, sie könnten die Bekanntschaft der Frau Krause aus Zittau machen. Sie beben vor dem Moment, wo ein Kompliment über ihr neuestes Buch ihnen verraten wird, daß man sie konstant mit Sinclair Lewis verwechselt.

Ob sie nun aber die Prominenz zeigen oder sie verstecken, dem Publikum sind sie alle zusammen doch nicht prominent genug. Ganz so wie dem teilnehmenden Zuschauer kein Mensch, der einen Trauerfall erlitten hat, traurig genug ist, kein glücklich Verheirateter strahlend genug und kein junges Mädchen unerfahren genug.

Aber die Prominenten sind nicht das Wichtigste in St. Moritz. Das Wichtigste sind natürlich die einfachen Gäste, oder wie die Schweizer so schweizerisch-richtig sagen, „die Frömden". Denn solche Leute bleiben immer und überall fremd. Sie bringen ihre Gewohnheiten, ihre Manieren, ihre Drogen mit. Vor allen Dingen ihre Eitelkeit. Eitelkeit aber ist eine Hypothek, so belastend, daß sie das ganze Grundstück entwerten kann. Solch ödem Brachland nützt selbst die Engadiner Sonne nichts.

Die angenehmsten Menschen in St. Moritz sind die erstklassigen Sportsleute. Für die ist Schnee nicht tief, die Berge nicht hoch, Eis nicht glatt, nichts schwer, alles wunderbar einfach. Ihr hartes Training schenkt ihnen himmlische Leichtigkeit und beglückende Balance. Natürlich sind auch sie nicht ganz glücklich. Denn ihre Herrlichkeit ist sehr kurz, dauert oft nur ein Jahr, und ihnen flicht die Nachwelt wirklich keine Kränze. Aber sie haben den Tag, sie sind die Beherrscher der Stunde, und so sehen sie siegreich aus, als dächten sie mit Recht: „Ich passe in die Landschaft. Mir gehört sie."

Die interessantesten Leute in St. Moritz sind jedoch die Schweizer Wirte. Sie, die glücklichen Verwalter dieser Zauberhöhensonne, fürchten augenscheinlich den Neid der Götter. Infolgedessen treten sie so wenig als möglich in die Erscheinung. Ein gutes Schweizer Hotel wird von Heinzelmännchen besorgt. Diese kochen herrlich, räumen unwahrscheinlich rasch auf, servieren wie der Wind und sagen „gern" dazu. Der Gast wird behandelt wie ein zartes, geliebtes Kind. Alles kann er um sein Geld haben. Nur eines kann er um sein Geld nicht haben: Einblick in das Wesen des Wirtes, weshalb der Schweizer allen Völkern ein Rätsel ist. Was tut er, wenn er nicht gerade um des Gastes Wohlsein besorgt ist? Das ist ganz einfach: er ist damit beschäftigt, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Und es gelingt ihm zu seiner Freude. Denn er ist besorgt, man könnte denken, er habe etwa mehr Geist, mehr Humor, mehr Schönheitssinn als seine Gäste. Das wäre unkulant. Aber auch mehr Talent als seine übrigen Eidgenossen darf keiner zeigen. Denn das ist gegen die Demokratie. So fährt der Fremde nach Hause und erzählt von dem berechnenden, nüchternen Schweizer. Er hat nämlich nie gehört, wie ein Schweizer zu einem Kind oder

zu einem Hund spricht, und hat nie den Liebesbrief eines Schweizers in der Hand gehabt.

Aber die Sonne kümmert sich weder um Prominente, noch um Zahlende, noch um Wirte. Sie scheint und leuchtet, und wer will, kann hier gesund und froh, sogar schön werden; kann alle politischen Mißgriffe seiner Heimat vergessen, die schlechte Handelsbilanz verdrängen, die eigene Unzulänglichkeit überwinden. Er kann verschmerzen, daß er nicht Klavierspielen gelernt hat, daß ihm in seiner Jugend keine Gelegenheit geboten war, Eiskünste zu üben, daß er nicht zur gleichen Zeit auf Capri sein kann, daß in der Welt in diesem Augenblick hunderttausend gute Bemerkungen gemacht werden, die er nicht hört, und daß er ganz bestimmt einmal sterben wird.

Aber das alles kann er nur, wenn er sich über die Sonne wirklich freut. Wie alle Schönen nimmt sie Gleichgültigkeit übel. Man wird dann höchstens müde oder bekommt einen Sonnenbrand. Dr. phil. **Eugenie Schwarzwald.**

UNTER SPIONAGEVERDACHT.

Die Schweiz ist ein Land voll warmer Menschlichkeit. Diese Tatsache läßt sich in einer Zeit voll unmenschlicher Wirrnisse nicht genug würdigen. Denn wären es Menschen, die den Erdball bevölkern, so gäbe es wohl da und dort einen verbeulten Schädel. Aber daß ganze Völker geohrfeigt würden, wäre undenkbar. Die Bewohner des Erdballs sind in der Tat keine Menschen, sondern Großstaaten. Menschen blühen nur noch im Verborgenen, in den Kleinstaaten.

Wenn man in der Schweiz vom Kriege spricht, so spricht das Herz. („Der Krieg ist etwas Menschenfeindliches, ein grausamer Vertilger blühenden Lebens.") Drüben, in den Großstaaten, spricht der Verstand. („Der Krieg ist etwas Staatsfeindliches, ein Bedroher sauer erkämpfter Provinzen.")

In der Friedensinsel Europas begeht man sehr oft den Fehler, die Weltmächte grundsätzlich nach Staatsformen einzuteilen. Handel und Wandel im Ausland erscheint denn bloß in zwiefachem Licht: Hier völlige Freiheit, dort völliger Zwang. Das ist zu kategorisch gedacht. Jedenfalls sei dem Schweizer empfohlen, im Ausland nicht dauernd auf die Freiheit des Den-

kens und Handelns zu pochen, die er von Mutter Helvetia in die Wiege gelegt bekam. Auch in der gleichgesinnten Fremde zählt selbst der biedere Schweizer zur Kategorie der Ausländer und gehört damit zu jenen Elementen, deren Privatleben bei Gelegenheit von Staats wegen unter die Lupe genommen werden muß. Ob Demokratie, ob Diktatur: Es geht nicht um Menschliches, es geht um Staatliches. Und „theoretisch ist jeder Ausländer staatsfeindlich". Das ist der Leitsatz, der den geheimen Organisationen gegen das Spitzelwesen heute gestattet, nötigenfalls auch vorbeugende Maßnahmen zu treffen.

Es soll hervorgehoben werden, daß der Staat, in dessen Hoheitsbereich sich die nachfolgenden Begebenheiten zutrugen, als einer der freizügigsten und beherrschtesten gilt. Allerdings hat dortzulande eine gewisse Angstpsychose vor in Waffen starrenden fremden Gespenstern in den letzten Jahren merklich an Boden gewonnen, und es gibt an dem vor Furcht zitternden Körper des Weltreiches besonders empfindliche Stellen: Ort der Handlung ist in der Tat die aufblühende Hauptstadt und der militärische Stützpunkt einer Reihe von reichen, gottgesegneten Kolonien.

Der Anfang war eine große Dummheit meinerseits. Man soll nie gute Vorsätze fassen, das ist eine uralte Weisheit. Meine verhängnisvollen guten Vorsätze bestanden darin, daß ich mir vornahm, in einem Lande, das eben erst dem Zustand der Wildnis entwachsen war und das dem Europäer ungeahnte kommerzielle Möglichkeiten bietet, den Kontakt mit der „intellektuellen Sphäre" nicht ganz zu verlieren. Es war Irrsinn, sich in jenes Land, das die höchsten Lufttemperaturen der Erde und das damit zusammenhängende Maximum an geistiger Schlappheit aufweist, eine Kiste voll Bücher kommen zu lassen. Da nun diese Bücher wesentlich über der Geistesebene von Kriminalromanen lagen, habe ich es in der Tat später nicht weiter als bis zu einem lässigen, von leidenschaftlichem Gähnen begleiteten Herumblättern gebracht. Ich sage „später". Denn es hatte volle sechs Wochen gedauert, bis die Post in der Lage war, mir die belastende Sendung auszuhändigen. Ich sage „belastend". Denn während der sechs Wochen hatte so ziemlich alles in meinen Büchern herumgeblättert, was in ganz öffentlichen und

ganz geheimen Dingen Namen und Urteil hatte, vom Polizeichef bis zum Generalgouverneur, vom ins Vertrauen gezogenen Gymnasialprofessor bis zum Militärsachverständigen. Und da nun einmal der Beweis erbracht war, daß ich mich nebenbei mit Dingen beschäftigte, die zwar nicht verbrecherisch, aber durchaus nicht landesüblich waren, hatte ich hinfort die Ehre, polizeilich überwacht zu werden.

Das erfuhr ich freilich erst viel später. Denn vorderhand strahlte ich echt schweizerische Ahnungslosigkeit aus. Man bringt es nun einmal als Eidgenosse nicht übers Herz, seine sozusagen verfassungsmäßige Harmlosigkeit so ohne jeden greifbaren Grund in Frage gestellt zu sehen. So beging ich denn die zweite Dummheit. Nach wie vor kam ich mit Maud zusammen. Nun war Maud aber nicht nur eine kleine, lebenslustige Engländerin, die in der Art ihrer Landsleute für alle exotischen Greuel, vom Picknick im Urwald bis zum Wiener Walzer, schwärmte, sondern sie war auch eine der wichtigsten Privatpersonen am fürstlichen Hofe des Generalgouverneurs: Maud war die Erzieherin der beiden Gouverneurssprößlinge. Das gab ihr ganz unbefugterweise den Nimbus einer Standesperson, hinter dem man selbstverständlich Verrat witterte. Es traf sich denn schlecht, daß Maud keinen andern als mich jeden Samstagabend zur Verwirklichung ihrer exotischen Träume heranzog. Ahnungslos trieben wir uns in den Kneipen des Eingeborenenviertels herum, ließen uns von schwarzen Hexen wahrsagen, ergötzten uns an der farbigen Schimpanseneleganz, die verzückt über die Tanzböden fegte, und beschlossen den Abend im mondänen Mondschatten von Königspalmen, bei Champagner und Wiener Walzerklängen.

Das war zu viel des Guten. Eines Abends sagte Maud: „Ich bin überzeugt, daß wir beobachtet werden."

Im Halbdunkel der Kneipe standen drei Glas Bier und ebensoviele schokoladenbraune Köpfe, jeder etwas heller schattiert als der andere, eine Zusammenstellung von erstaunlicher Anpassungsfähigkeit. Denn die Köpfe hatten offensichtlich die Eigenschaft, in keiner der verschiedenfarbigen Umgebungen besonders aufzufallen. Maud und ich begannen ja bekanntlich unsere abenteuerlichen Fahrten im dunkelsten Schwarz, um sie dann im

hellsten Weiß zu beenden. Tatsächlich glotzten uns an allen Orten, unauffällig aber bösartig, die drei Glas Bier und die dahinter lauernden Schokoladenköpfe entgegen.

„Detektive", bemerkte Maud erschüttert, „sie sind mir schon lange auf den Fersen."

Wehmütig klangen die Champagnergläser. Es war der Abschied. Einige Tage später wurde Maud samt den Gouverneurssprößlingen, die angeblich eine Luftveränderung nötig hatten, ins Innere „deportiert". Maud war „kaltgestellt". Ich habe nie mehr etwas von ihr erfahren können.

Es gab noch eine zweite verhängnisvolle Bekanntschaft. Zwar habe ich mir nie die Mühe genommen, meinen Freund René nach seiner genauen Tätigkeit auszufragen. Daß er pensionsberechtigter Staatsbeamter war, wußte ich, und daß er als solcher die Pflicht gehabt hätte, den Verkehr mit verdächtigen Ausländern zu meiden, wußte ich auch. Um so tiefer beeindruckte es mich, daß mir René treu zur Seite stand. Eines Sonntags gewann er mich zu einer Dampferfahrt auf eine dem Festland vorgelagerte Insel, ein Kleinod in der Kolonialgeschichte seines Landes und, als einzige historische Sehenswürdigkeit in einem Umkreis von mehreren tausend Kilometer, von jedem Reiseführer wärmstens zur Besichtigung empfohlen. Da unser Aufenthalt auf der Insel nur sehr kurz bemessen war, jagten René und ich wie zwei wildgewordene Rosse durch die öden Straßen des halbverfallenen Hafenstädtchens, steckten unsere schweißtriefenden Köpfe in die berüchtigten Sklavenkeller, die sich nach dem Meer öffnen wie Ställe auf eine mächtige Alpweide, und störten die paar friedlichen Eingeborenenfamilien, die sich in den baufälligen Palästen ihrer früheren Herren und Gebieter eingenistet hatten, aus ihrem chronischen Halbschlaf. Das waren auf Ehrenwort die einzigen Greueltaten, die wir uns auf jenem einsamen Eilande gestatteten.

Aber jenes einsame Eiland barg lebenswichtige Geheimnisse. Ein von wildem Gestrüpp überwucherter Hügel, von der Meerseite gesehen ein unzugänglicher Felsklotz, war nichts anderes als eine getarnte Festung, und zwar die bedeutendste und wertvollste ihrer Art in einem Umkreis von mehreren tau-

send Kilometer, Beherrscherin von Küste und Meer, zuverlässige Pförtnerin des größten Kolonialhafens einer Weltmacht. Es muß nun tatsächlich der Fall gewesen sein, daß vor mir nie ein Ausländer, trotz der warmen Hinweise in Reiseführern, jene sagenhafte Insel betreten hatte. Denn erst unmittelbar nach jenem Sonntag wurde in der Öffentlichkeit verlautbart, daß man einem „ausländischen Spitzel" auf der Spur sei, der großes Interesse für die Anlage von lebenswichtigen Festungen bezeuge, und fast gleichzeitig ging an alle Konsulate die Aufforderung, ihre Schutzbefohlenen vor dem Besuch jener von den Reiseführern als einzige Sehenswürdigkeit gepriesenen Insel zu warnen . . .

René hätte mit der Inszenierung dieser lange geplanten Vorbeugungsmaßnahme sicherlich einen Orden verdient. Ich Ahnungsloser sah noch immer nicht hinter die Dinge. Nach wie vor war ich tief beeindruckt von der lebensgefährlichen Treue, mit der René zu mir hielt. Eines Abends saßen wir unter den Königspalmen bei Champagner und Wiener Walzerklängen. Renés Augen verklärten sich immer mehr. Denn im Mondschein, der vom Lichtkegel eines Scheinwerfers assistiert wurde, schwebte eine veilchenblaue Jungfrau von betörender Blondheit. Sie hieß Magda und war aus Köln. Bald hatten wir sie zum Champagnerverbrauch herbeigezogen, und Magda strahlte; denn sie hatte auf jeder Flasche zehn Prozent. Man sprach über nichtssagende Dinge. Es war ein ausgesprochen netter Abend.

Weniger nett war das Gerücht, das sich am darauffolgenden Morgen verbreitete: Die Tänzerin Magda N. sei mit schweren Vergiftungserscheinungen ins Krankenhaus eingeliefert worden, ja, Magda N. sei sogar schon tot. Es könne sich um Selbstmord handeln, wahrscheinlicher aber sei Mord. Mir wurde schwarz vor den Augen. Verdächtigt würde ein gewisser — Baron v. W. Mir fiel ein ganzes Felsengebirge vom Herzen.

Baron v. W. war zwar eine Persönlichkeit, die Vertrauen einflößen sollte, und das nicht nur seines Adelstitels wegen, sondern auch auf Grund der Tatsache, daß er sich in ganz offizieller Mission im Lande aufhielt. Er war angeblicher Abgeordneter einer ausländischen Handelskammer und sollte für die wirtschaftliche Annäherung der beiden Länder wirken. Auffal-

lend war nun, daß Baron v. W. während der langen Monate, die ihm zur Erfüllung seiner „Mission" zur Verfügung standen, seine wirtschaftliche Tätigkeit darauf beschränkte, sich in mörderische Geldschulden zu stürzen. Seine Gläubiger waren vor allem die Inhaber von Tanzlokalen und einige sentimentale, aber einflußreiche Damen der Gesellschaft, die sich vom draufgängerischen Wesen des Barons v. W. bezaubert fühlten. Auffallend war außerdem, daß am Tage, wo man den falschen Prinzen erkannt hatte und ihn gar einer Missetat verdächtigte, die „offizielle Mission" plötzlich zu Ende war und Baron v. W. mit Sack und Pack und Fehlbeträgen das Feld räumte.

Seit jenem Tage hatte ich Ruhe. Kein Mensch zweifelte mehr an meiner schweizerischen Unschuld, und für René war ich Luft, nichtstaatsfeindliche Luft.

Monate vergingen. Ich gondelte auf einem schmucken Dampfer nordwärts. Im Purpur des Abends entschwanden die Umrisse einer traumschönen Insel. Das Meer hatte den schleierzarten Schimmer von Alabaster, und dort in der Ferne, wo es von weißen Häusern und Blumengärten eingefaßt war, ahnte man Spiegelbilder voll südlichen Zaubers, Liebespärchen in bunten, üppigen Gewändern, den Reigen vielfarbiger Lampions in zitterndem Eukalyptusgeäst, Orgien aus rotglühender Kalla und Teerosen. Wie von ungefähr erstand vor mir das Bild einer anderen Insel: In der sengenden Tropensonne standen wacklige alte Häuser. Die Ausgänge der Sklavenkeller lagen auf der Meerseite, und es sah aus, als öffneten sich Ställe auf eine ertränkte Alpweide. Ein Felsklotz mit einem Überzug aus dürrem Gestrüpp barg alle Ängste der Menschheit. Ich atmete auf. Das lag hinter mir. Hier, an der Pforte zum Paradies, war kein Raum für Alpdrucke; hier träumte man weder von getarnten Festungen noch von bösen ausländischen Spitzeln.

In der Bar wurde es hell und laut. Aha, das waren die hübschen Mädchen der spanischen Tanzgruppe, die wir nachmittags an Bord genommen hatten. Sie umstanden ihren Impresario, kicherten, schwatzten und zerstreuten sich dann nach allen Richtungen. Zurück blieb der Impresario. Er schien etwas zu tief ins Glas geschaut zu haben, trällerte alberne Weisen vor sich her und war offenbar in einem Zustand größter Offen-

herzigkeit. Das war mir fehr willkommen; denn ich hatte den Mann erkannt: Es war Baron v. W.

„Großartig!" brüllte er belustigt, nachdem ich seine Einladung zu einem Whisky angenommen hatte, „also hier stoße ich auf meinen Lebensretter! Hätten Sie unseren guten René nicht so ausdauernd an der Nase herumgeführt, so würde ich heute baumeln. Schade, daß die kleine Kröte Luft bekommen mußte. Dabei liebte sie mich so! Gewissenskonflikte! Jede Frau, die mich liebt, gerät in Gewissenskonflikte und nimmt Gift, hahaha!"

Baron v. W. hatte die Äuglein und das Lachen eines Teufels.

Plötzlich wurde er ernst und duckte sich vor dem wütenden Blick einer Frau, die ihm entgegenhastete und ihn mit einem Schwall spanischer Schimpfworte überschüttete.

Auch diese Frau war eine alte Bekannte. Einst war sie von berückender Blondheit gewesen; jetzt steckte ihr Köpfchen in einem Kranz aalglatten, schwarzen Haares. Merkwürdige Fügung: Es war die Tänzerin Magda N., damals aus Köln, heute Rosita Soundso aus Las Palmas!

„Das Geheimnis der kleinen Kröte", das wäre der Titel eines aufschlußreichen Spionageromans . . . **F. B.**

DIE BIBEL, EIN BUCH FÜR DEN STUDENTEN.

Bei einem christlichen Vortragsabend hatten einige Studenten darüber Klage geführt, daß von dem Redner ein Bibelglaube vertreten worden sei, der für eine Versammlung von heutigen Akademikern nicht mehr passe. Da erhob sich ein Anwesender und sagte: „Die Studenten sind ganz gewöhnliche Menschen; sie können auf gar keinem andern Wege selig werden, als ein Steinhauer oder Kaminfeger." Diese Bemerkung, die damals auf die etwas erhitzten Gemüter wie ein kalter Regen wirkte, kommt mir in den Sinn, wenn hier ein Wort über die besondere Bedeutung der Bibel für den Studenten gesagt werden soll. Zunächst könnte man das Thema ja so auffassen, als sollte die Bibel hier mit allerlei apologetischen Gründen gegen die Einwände verteidigt werden, die der Student gegen sie hat, als sollte der Akademiker durch allerlei Argumente bewogen werden, von seiner stolzen Höhe herabzu-

steigen und wieder ein Verhältnis zu diesem „altmodischen" Buch zu gewinnen, das ihm seit dem Konfirmandenunterricht immer fremder geworden ist. Die Bibel bedarf einer solchen Verteidigung nicht.

Wenn darum hier von der Bedeutung der Bibel für den Studenten geredet werden soll, so brauchen wir keinen Versuch zu machen, die Bibel gegen die Einwände des Studenten zu verteidigen. Die Frage ist nicht die, ob die Bibel den Anforderungen genügt, die ein Student an ein bedeutendes Buch stellt. Nein, das Gegenteil, ob die geistige Ausrüstung des Studenten genügt, um die Bibel verstehen zu können. Auf diese Frage dürfen wir antworten: die Bibel ist zwar ein „unergründlicher Brunnen", und Männer wie Luther haben am Ende ihres Lebens bekannt, daß sie erst von der kommenden Welt die Enthüllung ihrer letzten Geheimnisse erwarten. Und doch ist die Bibel wunderbarerweise so eingerichtet, daß gerade der junge, werdende Mensch in ihr das Licht findet, dessen er bedarf, um seinen Weg durchs Leben zu finden. Um das zu zeigen, wollen wir beim Äußerlichen anfangen und von da aus zum Innern gelangen.

1. Die Bibel ist für den Studenten das bedeutsamste Dokument, das wichtigste Quellenbuch der Menschengeschichte. Sie ist, wie Martin Kähler sagte: „Das Buch der Menschheit." Fast anderthalb Jahrtausende (mindestens die 14 Jahrhunderte von 1250 vor bis etwa 100 nach Christus) haben an seiner Entstehung mitgewirkt. Alle Bewegungen jenes weltgeschichtlich und kulturgeschichtlich so bedeutsamen Zeitraumes haben bei der Gestaltung der Bibel mitgewirkt. Alle Stufen der Kulturentwicklung werden durchlaufen vom Nomadenleben Abrahams bis zum römischen Weltreich. Wir brauchen uns nur flüchtig daran zu erinnern, um zu sehen: jeder junge Mensch, der Kulturgefühl hat, also nicht im Spezialistentum des Einzelberufes untergehen, sondern das Leben der Menschheit bewußt mitleben möchte, der muß das „Buch der Menschheit" aufschlagen.

Hamann, der mitten in der bibelfernsten Zeit des deutschen Geisteslebens die Bibel wieder neu entdeckt hat, sagt von der Geschichte, die die Bibel vom ersten bis zum letzten Blatt erzählt: „Diese Geschichte erlebt jeder Mensch täglich."

2. Aber dazu kommt nun noch ein Zweites. Die Bibel ist für den werdenden Menschen, der sich eine Lebensanschauung bilden will, das wichtigste Buch, mit dem er sich auseinandersetzen muß. Die letzte Frage der Weltanschauung ist ja immer die: Geht die Weltentwicklung, an der wir alle mitarbeiten und mitleiden, einem Ziel entgegen, in dem ihre Früchte reifen? Erhält also von jenem Ende her unsere Lebensarbeit und das ganze Schaffen und Ringen und Suchen und Irren des Menschengeschlechts einen Sinn, oder drehen wir uns immer nur im Kreise?

Die Bibel ist die große Urkunde des Glaubens an die Weltvollendung, der im Gegensatz steht zur indischen Weltflucht. Längst ehe die stoische Philosophie unter dem Eindruck des römischen Weltreiches den Gedanken faßte, daß alle Menschen zu einer Familie zusammengehören, wußte Israel, daß die Menschheit einen einheitlichen Anfang habe, daß sie dann in viele Völker und Sprachen zerschlagen worden sei, daß sie aber einer letzten großen Wiedervereinigung entgegengehe. Hier liegen die Wurzeln des Menschheitsbewußtseins. Hier taucht der Gedanke der Weltgeschichte zum ersten Male auf. Die Menschheit wird mit einem Baume verglichen, bei dem aus einem Stamme viele Zweige hervorgehen, oder mit einem wachsenden Bau, bei dem die unteren Steinschichten die oberen tragen. Alle Hoffnungsbilder der Menschheit, z. B. der sozialistische Zukunftsstaat, ja alle Geschichtsauffassungen, die an einen Fortschritt oder eine sinnvolle Entwicklung des Weltganzen glauben, z. B. Rankes Entwurf einer „Weltgeschichte", sind nur Abwandlungen und Profanisierungen des biblischen Geschichtsbildes. Wir können zu den letzten Fragen der Weltauffassung nur dann die richtige Stellung gewinnen, wenn wir uns die Vision der Völkergeschichte, die vom Buch Daniel bis zur Offenbarung Johannes geht, so lebendig wie möglich vor Augen stellen und sie mit der platonischen Philosophie, mit den Upanishads und mit den heutigen Versuchen, das Weltgeschehen zu deuten, sorgfältig vergleichen.

3. Aber mit dem allem stehen wir immer noch im Vorhof der Bibelkenntnis, noch nicht im Allerheiligsten. Dieses erschließt sich uns erst, wenn uns die Bibel nicht bloß ein Quellen-

buch der Menschengeschichte ist, auch nicht bloß ein Weltanschauungsbuch, sondern das Wort Gottes. Auch die Väter der Orthodoxie, die an die göttliche Eingebung jedes Buchstabens der Bibel glaubten, haben doch alle gewußt, daß Gott ein Wunder tun muß, über das wir nicht verfügen, wenn ein Bibelwort für einen Menschen in einer besonderen Lebenslage „das Wort Gottes" werden soll, d. h. das Wort der Stunde, das lösende Wort, das ihm Gott als Antwort auf die Frage und Not und Verzweiflung dieser Stunde sagt. Für Luther wurde, wie er selbst sagte, eine bestimmte Stelle im Römerbrief in der Wendezeit seines Lebens zur porta paradisi. Viele Stellen, die in unsern alten Bibeln gesperrt gedruckt sind, sind für immer mit dem innern Schicksal bestimmter Menschen verbunden. Gott hat durch sie in entscheidenden Stunden mit Menschen geredet. Dieses Reden Gottes mit uns können wir nicht selbst herbeiführen. Gott allein kann uns das Ohr öffnen, daß wir seine Stimme hören. Dennoch können wir etwas tun, um uns zu diesem Hören vorzubereiten. Fast alle Menschen, zu denen Gott in einer besonderen Lage durch ein Bibelwort sprach, haben schon vorher im vertrauten Umgang mit der Schrift gelebt. Wenn Gott uns in der Schrift begegnen soll, so müssen wir in der Schrift zu Hause sein. In unserem Elternhaus, in dem wir als Kinder aufgewachsen sind, ist uns vom Keller bis zum Taubenschlag jeder Winkel bekannt; wir kennen auch von Jugend auf jeden Apfelbaum und Holunderbusch im Garten. So muß uns die Bibel, wenn uns Gott in ihr begegnen soll, durch täglichen Umgang zur geistigen Heimat geworden sein. Das ist nur möglich, wenn uns jedes Buch, ja schließlich jedes Kapitel vertraut wird. Alles Wertvolle, wie z. B. Homers Dichtung oder Kants Philosophie, ist mit einem Stacheldraht umgeben, den wir erst mit einigem Aufwand von Zeit und Mühe durchbrechen müssen, wenn sich uns das Innere der Sache erschließen soll. Auch in der Bibel erscheint uns zunächst vieles ermüdend, altertümlich und sonderbar. Wir sehen zunächst vor lauter Bäumen den Wald nicht. Aber allmählich treten die großen Linien heraus, die sich durchs Ganze hindurch verfolgen lassen, so daß sich alles zu einem lebendigen Gesamtbilde zusammenfügt. Das geht uns nur auf durch häufigen Umgang mit der Bibel.

Auch in dieser Beziehung, wie in so vielen anderen, ist darum die Studentenzeit entscheidend für unser ganzes Leben. Hier wird der Grund zu allen unseren Lebensgewohnheiten gelegt. Als Studenten, die noch nicht im Gedränge des späteren Berufes stehen, verfügen wir über unsern Tageslauf und können unsere Morgenstunden ausfüllen, wie wir wollen. Nur wenn wir uns als Studenten angewöhnt haben, „mit keinem Menschen zu sprechen, ehe wir mit Gott gesprochen haben, und kein Menschenwort zu lesen, ehe wir ein Gotteswort gelesen haben", wird uns diese wundervolle Art, den Tag anzufangen, zur Lebensregel, von der wir auch in den schweren Verhältnissen des Berufs- und Familienlebens nicht mehr abweichen können. Je mehr wir aber die Bibel durch täglichen Umgang kennen, um so größer wird sie uns, um so begieriger sind wir, tiefer in die Welt der Bibel einzudringen. Wenn dieses Verlangen in uns erwacht ist, dann kann Gott durch dieses Buch mit uns reden. Es wird uns, wie für Luther, zur porta paradisi, zur „Pforte des Paradieses".

Hans Nauer.

AUFRUF „PRO INFIRMIS".

Das Töchterchen wohlhabender Eltern verlor sein Gehör. Als die Mutter sah, wie man der Geschädigten durch ärztliche und erzieherische Hilfe über das Übel hinweg zum Anschluß ans tüchtig-freudige Leben verhelfen konnte, ging sie auf die Suche nach den Leidensgenossen ihrer Tochter, nahm sich ihrer an und wurde so zur Wohltäterin an den Gehörleidenden ihrer Stadt. Eine andere Mutter hatte ein schwachsinniges Kind. Als ihr unversehens ein beträchtliches Vermögen zufiel, schenkte sie dieses der Anstalt, die ihren Liebling betreute, damit möglichst viele der Wohltat richtiger Unterkunft und Behandlung teilhaftig würden. Derlei Mittel fehlten der Mutter eines blinden Knaben. Allein, sie wußte den Sohn so zu erziehen, daß er sein Schicksal als Auftrag und Sendung aufzufassen vermochte. Er wurde zu einer führenden Persönlichkeit in der Blindenfürsorge, und als man den Fünfzigjährigen fragte, ob er wünschte, sein Augenlicht wiederzugewinnen, winkte er lächelnd ab: „Dann verlöre ich meine Lebensaufgabe. Nur ein Blinder kann es den Blinden zeigen, daß man auch ohne Augen ein sehender und glücklicher Mensch zu sein vermag."

So kann das Unglück des einen ihm selber zur Läuterung und vielen zum Heil werden. Aber bedarf es solch leidvoller Erfahrung, um uns aufzuschließen für das Leiden der andern? Wie unendlich viel Schmerz müßten wir dann durchmachen, ehe wir zu brüderlichen Menschen würden! Doch nun wurde uns die Gabe des Mitleids, die Fähigkeit, fremden Schmerz mitzuempfinden, auch wenn wir ihn nicht am eigenen Leib erfuhren, und es wurde uns die adelnde Gabe der Dankbarkeit. Wenn du dein gesundes Kind ansiehst, fühlst du nicht das Bedürfnis, für dieses hohe Glück zu danken und dich seiner dadurch würdig zu machen, daß du denen zu helfen suchst, die nicht zu den Begnadeten gehören?

Denn man kann ihnen helfen. Die Zeit ist vorbei, wo man die körperlich und geistig Benachteiligten als nutzlose oder lästige Glieder der Gesellschaft ihrer Hilflosigkeit und zunehmender Verkümmerung überließ. Heute wissen wir, daß die Natur den Willen und wunderbare Hilfen besitzt, Schlimmes gut zu machen und Fehlendes zu ersetzen, und längst ist man daran gegangen, durch ärztliche Kunst, richtige Pflege und Erziehung die Natur in ihrem heilsamen Wirken zu unterstützen: Blinde lernen mit Händen sehn, Taube mit Augen hören, Stumme reden. Für Fallsüchtige gibt es Mittel, um ihre Anfälle zu mindern und zu beheben. Wunderbare Heilungen und Verbesserungen erreicht die junge Wissenschaft der Orthopädie an Krüppelhaften; Schwachbegabte und Schwererziehbare können zu brauchbaren Menschen gebildet werden, und hinter dem erblindeten Geist der Schwachsinnigen hat man eine Seele erkannt, die aus Dumpfheit erlöst und zur Freude geführt werden kann.

Gewaltig ist die Zahl der Gebrechlichen in unserem Lande; aber die vielen staatlichen und privaten Institutionen zeugen für tatkräftigen Helferwillen. Zu dessen Vorkämpferin hat sich die Gesellschaft „Pro Infirmis", die „Schweizerische Vereinigung für Anormale", gemacht. Sie unterstützt die bestehenden Einrichtungen, sie spürt dem verborgenen Elend nach und trägt das Licht der Aufklärung und Rettung in die entlegensten Winkel; denn ihr Fürsorgekreis umfaßt alle Landesteile. Aber zu ihrem großen Segenswerk bedarf sie der Mittel. Da die staat-

lichen Zuschüsse unter dem Druck der Zeit zurückgegangen sind, muß sie sich an das Schweizervolk wenden. Einmal im Jahre an jeden Einzelnen.

In den nächsten Tagen gelangt sie auch an dich. Nun kannst du dein Mitleid betätigen, dein Gewissen erleichtern, nun kannst du danken durch eine Gabe, die auch äußerlich so erfreulichen Gegenwert bietet, daß sie den Namen des Opfers nicht verdient. Schau sie dir an, die sechs Künstlerkarten, die dir die Post ins Haus bringt: Ist es nicht eine Freude, diese kleinen Kunstblätter zu erwerben? Nicht Freude, sie nachher weiterzuschenken, mit ihnen sechs andere Menschen zu erfreuen und um sechs Herzen zu werben? Denn diese Karten gehen nicht nur als Gruß aus deiner Hand, sondern da sie den Leitspruch der großen Helferin „Pro Infirmis" weitertragen, als Boten und Wegweiser der brüderlichen Liebe. Ein Franken achtzig Rappen; jeder Rappen schafft dir und andern Freude, jeder wirkt Segen. Wie könnte nun ein Herz so eng, eine Hand so verdorrt sein, um diese kleine großhelfende Ausgabe zu verweigern?

Maria Waser.

SKITAG DES CORPORATIONENVERBANDES
5./6. Februar in Bühler (Appenzell).

In der Überzeugung, daß das sportliche Interesse an den Zürcher Hochschulen durch regelmäßige Publikationen in unserem Organ gefördert werden kann, soll hier erstmals einer offiziellen Reportage über zwei akademische Sportanlässe Raum gegeben werden. Es wäre zu wünschen, daß in Zukunft auch andere Sportsektionen in ähnlicher Weise von ihrer Tätigkeit im „Zürcher Student" Bericht geben würden. Manuskripte sind zu richten an das Sportamt des VSS, Eidg. Techn. Hochschule, Zimmer 44a. Die Red.

Es war ein Sonntag wie jeder andere, nur mit dem Unterschied, daß eben das Sprichwort von den reisenden Engeln und dem lachenden Himmel stimmte.

Im Bahnhof Zürich wurden zu ungewohnter Stunde, für Studenten natürlich, an die siebzig Skifahrer verfrachtet. Die Organisation taufte zur Begrüßung jeden mit einer Nummer, die jedem in Erinnerung rufen sollte, daß es eben an ein „Rennen" ging. Über St. Gallen, Lutsbühli, dem Zahnärzteparadies, an dem Naturbiochemischen Polarheilinstitut vorbei, ging es immer noch in schönster Frühlingslandschaft Bühler zu. In diesem ehemaligen Textilzentrum lag Schnee, aber auch nur teilweise, und

der Blick an den Sonnenhang mußte Staunen erregen. Die Schattenseite hingegen war hart, aber darüber lag ein feines, dünnes Pülverchen, daß jedes Skifahrerherz — welches bekanntlich größer und dauerhafter — auflachen mußte.

Nach einem währschaften Schluck Ovo begann der stündige Aufstieg. Haben da Biertropfen, pardon Schweißtropfen, die pulverige Schneeschicht durchlöchert. Auf alle Fälle das steht fest: man stieg nicht langsamer als ein Normaleuropäer. Über den Saulus — eine Wirtschaft, wie man sie auch hierzulande findet, mit Bierausschank — landete man auf dem Wiesli. Bestaunt vom Säntis und Gäbris stellte man sich dem Starter und gab für seine Verbindung das Beste. Die als „Paulus" am Saulus vorbeigegangen waren, sollen weniger Glück gehabt haben.

Die Abfahrt, etwa 2,2 km und eine Höhendifferenz von 320 m, war für den Durchschnitt berechnet und nicht schwer, mit Ausnahme einer hohlen Gasse, durch die jeder sturzfrei kommen mußte, ansonst er von einem Baum getroffen wurde. Die zwei Steilhänge — nicht überhängend — kurz vor dem Ziel wollten einem noch das Gruseln beibringen, aber viel eher zog man die „Hosenbremse", als daß man kopfvoran durchs Ziel fuhr. Prager, Studentengesangverein (StGV) fuhr eine Rekordpartie mit 3:36 Min., Kaspari, Utonia, eine Langpartie mit 18:14 Min., und zwischenhinein fuhren die andern siebenzig.

Die „Alten Herren", acht an der Zahl, die das Bild der Aktivitas durchwirkten, verstanden es, den jüngern Semestern einiges vorzumachen, was ja leicht begreiflich, wenn der Schwerpunkt weiter vorn liegt.

Der Slalom nachmittags verschärfte den Kampf um den Wanderpreis zwischen dem StGV und dem Schützenverein Schweiz. Studierender (SSS). Weiter hinten lagen sich die Turnerschaft und die Abstinenten in den Haaren. Während sich die beiden StV-Verbindungen Welfen und Turicier zankten, neckten sich die Stellaner mit den Zofingern um die weitere Reihenfolge, und am Schluß schlugen sich die Rhenanen und Helveter mit den Kyburgern um die rote Laterne.

Die Torfahrt — das Gegenteil von einer Fahrt ins Blaue — verschärfte den Kampf. Für jedes Korps starteten die vier Besten, angespornt und beraten von ihren Couleurbrüdern.

Dem SSS wollte das Glück nicht mehr, sie trafen heute mehr das „Weiße" als sonst, und als gar Josias auf einem Bein sein Glück versuchte, der beste Slalomfahrer auf dem Platze, da kamen sie nicht mehr in die Kränze und mußten ihren Platz und den Wanderpreis dem StGV abtreten.

Das ganze Rennen muß als wohlgelungenes Fest — und als das war es gedacht — bezeichnet werden und wird in Zukunft, wie der CV-Nachschoppen und die anderen Anlässe zur Tradition werden. **E. M.**

Resultate:

Abfahrt. 1. Prager Ulrich (StGV) 3:36. 2. Grass (SSS) 3:42. 3. Haeberlin (StGV) 3:45.

Slalom. 1. Zwicky (StGV) 70 Sek. 2. Haeberlin (StGV) 70,2. 3. Prager (StGV) 71,2.

Kombination (Abfahrt, Slalom): 1. Prager. 2. Haeberlin. 3. Zwicky (alle StGV).

Verbindungsklassement. 1. StGV (Prager, Haeberlin, Zwicky) 11,44 P. 2. Welfen (Baumgartner, Bircher, Höchli) 104,32. 3. Turicia (Werlen, Meyer, von Roten) 113,98. 4. Jurassia (Eggenberger, Vonow, Walser) 126,92. 5. Carolingia (Boßhard, Leuenberger, Ulrich) 131,96. 6. SSS (Tuor, Juchler, Stäubli) 142,77. 7. Zofingia (Spieß, Lumpert, Honegger) 168,05. 8. Utonia (Egli, Schmid, Hitz) 194,60. 9. Stella (Bueche, Perrenoud, Maillard) 313,32. 10. Kyburger (Ganter, Hegner, Wirz) 363,20.

ZÜRCHERISCHE HOCHSCHULMEISTERSCHAFTEN

26./27. Februar in Alt-St. Johann.

Ein Skitag von ebenso großem Erfolg waren die Zürcher Hochschulmeisterschaften, die erstmals, dank einer Flugblattüberschwemmung der Studentenschaften, eine größere Anzahl Fahrer an den Start lockten.

Die Wahl des Toggenburgs zur Durchführung von Wintermeisterschaften erwies sich als sehr günstig. Nicht zu weit von der Universitätsstadt entfernt, genügend Schnee, geeignetes Gelände und Betrieb für den Abend.

Am Sprunglauf vom Samstagnachmittag nahmen bei prächtigstem Sonnenschein fünfzig Studenten und Akademiker teil.

Die Einteilung in drei Klassen, Rennfahrer, Akademiker und Tourenfahrer erwies sich bereits hier als sehr gute Institution.

Man sah in allen Klassen gute Leistungen an der Spitze. Der längste Sprung von 22 m zeigt, daß auf einer „Bubenschanze" gesprungen wurde und somit für jeden die Teilnahme ermöglicht wurde. Die Engadiner Büchler und der letztjährige Hochschulmeister Graß waren in der Rennklasse eine Nummer für sich, während in den beiden anderen Klassen jeweils drei sich um die ersten Plätze stritten.

Daß der Samstagabend Betrieb brachte, zudem Unterwasser sehr nahe ist, versteht sich, aber darüber schweigt die Geschichte, da es ja eben ein „Ski"-Sportbericht sein soll. Der erhoffte Sonnenaufgang blieb aus. Vereinzelt neckte uns die Sonne, aber das ließ keinen der 110 Läufer (ein Hundert und zehn) davon abhalten, sich um 11 Uhr dem Starter zu stellen. Etwa 420 m über dem Tal bei der Hag-Hütte war der Start. Durch eine enge Waldschneise führte die unheimlich rasche Piste in offenes Gelände an zwei Kontrolltoren vorbei. Dann in einer scharfen Rechtskurve auf den Steilhang ob dem Dorf und von hier hinunter in einem leichten S vor das Hotel Schweizerhof.

Die Damen eröffneten mit Zeiten, die sogar die Herren in Staunen versetzten, das Rennen. Daß die FIS-Fahrerin Gritli Schaad an der Spitze steht, muß wohl nicht erwähnt werden.

In der Klasse der Altakademiker war es der Rennchef des SAS, Herr Bürgin, der die zweitbeste Zeit des Tages fuhr, einzig vom Tagessieger Büchler geschlagen.

Bei den Tourenfahrern zeigt es sich, daß dieser Begriff zu weit gefaßt wurde und etliche sich im Bilde der Rennfahrer gut ausgenommen hätten.

Gegen Mittag stieg die Temperatur merklich an, so daß die Nummern über hundert bereits langsamen Schnee hatten.

Als man nach dem Mittagessen den Slalomhang erklimmen wollte, überraschte uns ein Regen, dünn, aber ein regelrechter Regen. Unentmutigt begaben sich die Fahrer zum Slalom und fuhren ihr Pensum mit verminderter Geschwindigkeit dennoch in prächtigen Fahrten zu Ende.

Bei Damen ist klar, daß FIS-Kanonen siegen. Bei den Altakademikern stellte sich Suhrer, hart bedrängt vom internationalen Eishockey-Torhüter Dr. Hirtz, an die Spitze. Bei den Touren-

fahrern waren es Schweizer und Berger, die zwei sehr schöne Läufe fuhren und nun ihre Reife für die A-Klasse bestätigt erhielten.

Bei den Rennfahrern gab es einen harten Kampf um Sekunden. Der ehemalige Hochschulmeister Streiff verwies den diesjährigen Hochschulmeister auf den zweiten Platz, gefolgt von dem Norweger Gloersen und dem letztjährigen Skimeister Graß.

In der Dreierkombination (Sprunglauf, Abfahrt, Slalom) siegte der St. Moritzer Büchler Ernst (ETH) und wird somit Hochschulmeister im Skilaufen für 1938. Hochschulmeisterin wurde Frl. Gritli Schaad.

Der Hochschulmatch Uni-Poly endete nach einigen Jahren wieder einmal mit einem klaren Sieg der Polyaner.

Die Winterhochschulmeisterschaften sind nun vorbei, werden aber allen Teilnehmern als schönes, gelungenes Fest in Erinnerung bleiben, und ich bin überzeugt: sie werden alle wieder kommen und weitere Freunde mitbringen. **E. M.**

Resultate.

(Aus Raumgründen können jeweilen nur die drei ersten Ränge bekannt gegeben werden. Die Red.)

Sprunglauf. Kat. C (Altakademiker): 1. Binder Dr. Heinrich (14, 16 m) 106,8 P. 2. Knoll Dr. Heinz 104,3. 3. Hirtz Dr. Arnold 101,8. — **Kat. B** (Tourenfahrer): 1. Schweizer Lux (Uni) (14,5, 17,5 m) 109,6. 2. Aschmann (ETH) (13,5, 17 m) 107,8. 3. Hess Hans (Uni) (15, 14,5 m) 102,3. — **Kat. A** (Rennfahrer): 1. Büchler (ETH) (19,5, 22 m) 146,2. 2. Grass Josias (Uni) 139,2. 3. Amberg 130,1.

Abfahrt. Damen: 1. Schaad Gritli (ETH) 2:05 Min. 2. Jack Ilse (Uni) 3:15. 3. Zuber Erika (Uni) 4:45. Außer Konkurrenz: 1. Küpper Doris 2:24. 2. Losinger Mutz 2:39. **Herren. Klasse C:** 1. Bürgin Willy 1:54,6. 2. Müller P. 2:01. 3. Hirtz Dr. Arnold 2:02,4. **Klasse B:** 1. Züst C. (ETH) 2:14. 2. von Bergen Peter (ETH) 2:15,4. 3. Schiess Hans (ETH) 2:21. **Klasse A:** 1. Büchler Ernst (ETH) 1:46,4 (beste Tageszeit). 2. Grass Josias (Uni) 1:56. 3. Real Paul (ETH) 1:57.

Slalom. Damen: 1. Schaad Gritli (ETH) 84,4. 2. Jack Ilse (Uni) 112,8. Herren. **Klasse C:** 1. Suhner Berthold 47,2, 36,4 = 83,6. 2. Hirtz Dr. Arnold 46,2, 37,8 = 84. 3. Bürgin Willy 48,6, 35,8 = 84,4. **Klasse B:** 1. Schweizer Lux (Uni) 93. 2. von Bergen Peter (ETH) 97,8. **Klasse A:** 1. Streiff Viktor (Uni) 44,0, 34,0 = 78,0. 2. Büchler Ernst (ETH) 45,2, 35,0 = 80,2. 3. Gloersen Knut (ETH) 46,6, 36,6 = 83,2.

Kombinationen. Abfahrt — Slalom. Damen: 1. Schaad Gritli (ETH) 0 P. (Zürcher Hochschulmeisterin 1938). 2. Jack Ilse (Uni) 49,93. **Herren:** 1. Bürgin Willy 8,20. 2. Hirtz Dr. Arnold 12,79. 3. Müller P. 17,48. **Klasse A** (SAS-Mitglieder): 1. Streiff Viktor (Uni) 8,88. 2. Real Paul (Uni) 9,49. Gewinner des SAS-Wanderpreises: Bürgin Willy, Klubmeister 1938.

Dreierkombination. Klasse C: 1. Hirtz Dr. A. 70,99. 2. Knoll Dr. H. 74,83. 3. Müller P. 80,48. **Klasse B:** 1. Schweizer L. (Uni) 83,97. 2. Züst C. (ETH) 93,5. 3. von Bergen P. (ETH) 95,31. **Klasse A:** 1. Büchler (ETH) 13,99 (Zürcher Hochschulmeister 1938). 2. Grass Jos. (Uni) 29,4. 3. Sturzenegger R. (Uni) 51,68.

Hochschulmatch Uni — ETH. ETH gewinnt gegen Uni mit 91,22 : 130,93 P. (Sprunglauf 77,10 : 99,40; Abfahrt 17,04 : 24,24; Slalom 7,08 : 7,29).

Studentenschaften beider Hochschulen.

Das Organisationskomitee für den 8. Internationalen Kongreß für Geschichtswissenschaft hat uns gebeten, folgende Mitteilung zu veröffentlichen:

„Für den vom 28. August bis 4. September 1938 in Zürich stattfindenden Internationalen Kongreß für Geschichtswissenschaft brauchen wir zur Unterbringung von Historikern aus valutaschwachen Ländern eine Anzahl hübscher und nicht zu weit von den beiden Hochschulen abgelegener Studentenzimmer.

Kommilitonen und Kommilitoninnen, die solche empfehlen können, sind gebeten, die Adressen der betreffenden Vermieter so bald als möglich beim Sekretariat der Studentenschaft der Universität, Künstlergasse 15, Zürich 1, abzugeben, damit wir uns mit den betreffenden Logisgebern in Verbindung setzen können."

Für das Organisationskomitee:
Prof. **Hans Nabholz.**

Für den Verband der Studierenden an der E.T.H.:
E. Züllig.

Für die Studentenschaft der Universität:
W. Bachmann.

UNIVERSITÄT.

Promotionen.

Die Doktorwürde wurde, gestützt auf die abgelegte Prüfung und die nachfolgend bezeichnete Dissertation, verliehen:

Von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät:

a) Doktor beider Rechte.

Boesch, Walter, von Ebnat (St. G.), in Zürich: „Willensmängel beim Beitritt zu Kapitalgesellschaften."

Gauchat, Marcel, von Lignières (Neuenburg), in Zürich: „Rechtliche Fragen zum Diskontgeschäft."

Hug, Hermann, von und in Winterthur: „Der Wucher im schweizerischen Strafrecht."

Möth, Karl, von und in Zürich: „Das Honorar des Anwaltes, seine Handakten und das Recht ihrer Zurückhaltung."

Rebsamen, August, von und in Winterthur: „Die schuldrechtlichen Pflichten aus dem Gesamtarbeitsvertrag und ihre Verletzung. Eine Darstellung nach schweizerischem Recht."

Wengle, Richard, von Kreuzlingen, in Küsnacht (Zch.): „Der Verzicht auf den Gerichtsstand des Wohnsitzes und dessen Nichtigkeit im Bundesgesetz über die Handelsreisenden vom 4. Oktober 1930."

Wipf, Edwin, von Zürich und Marthalen (Zch.), in Zürich: „Der versicherungsrechtliche Inhalt der Kautions- und der Veruntreuungsversicherung."

Rüf, Paula, von Bütschwil (St. G.), in Flums (St. G.): „Das schweizerische Wohnungsmietrecht nach den Vertragsformularen unter Berücksichtigung der Geschäftsmiete."

von Salis, Rodo, von Soglio (Graub.), in Rüschlikon: „Das autorisierte Kapital. Rechtsvergleichende Behandlung von Gründungsfinanzierung und Kapitalerhöhung der Aktiengesellschaft."

b) Doktor der Volkswirtschaft.

Brenni, Gian Carlo, von und in Mendrisio (Tessin): „L'importanza economica del Castagno nel Cantone Ticino e nell'Italia Settentrionale."

Ragaz, Jakob, von Tamins (Graub.), in Zürich: „Die Arbeiterbewegung in der Westschweiz."

Von der medizinischen Fakultät:

Dreifuß, Ruth, von und in Wohlen (Aargau): „Die Erfolge der Kurzwellentherapie bei entzündlichen periuterinen Genitalerkrankungen; Vergleich mit der Diathermiebehandlung."

Portmann, Adolf, von Entlebuch, in Ebikon (Luzern): „Spätfolgen nach Wundstarrkrampf mit besonderer Berücksichtigung von Wirbelveränderungen."

Schindler-Baumann, Ilda, von und in Zürich: „Beitrag zur Biochemie der Oxalsäure."

Stiegler, Franziska, von und in Nürnberg: „Geburtseinleitung und Schwangerschaftsunterbrechung durch Baumm'sche Tierblasenmetreuryse."

Hartmann, Jakob, von Kappel (St. G.): „Die Beziehungen zwischen Cystenmamma und Mammacarcinom."

Hirsch, John J., von Brooklyn (NY., USA.): „Die Dosenbestimmung bei Radiumbehandlung des Kollumkarzinoms. Vergleichende Untersuchung der in Paris und Stockholm geübten Methodik."

Liebling, Hymann Sanford, von Pittsburgh (USA.): „Die Erstgeburt im höheren Alter."

Spektor, Isak, von Lodz (Polen): „Beitrag zum biologischen Abbau der Cholansäure."

Wiesmann, Hans, von Oberneunforn (Thurgau), in Feuerthalen: „Klinische und experimentelle Untersuchungen über den Halt der gaumenfreien Prothese (Goldstein)."

Von der veterinär-medizinischen Fakultät:

Neff, Erich, von Appenzell, in Bischofszell: „Sieben Fälle von Hyperdaktylie beim Rind."

Von der philosophischen Fakultät I:

Bertogg, Hercli, von und in Seewis (Graub.): „Beiträge zur mittelalterliche Geschichte der Kirchengemeinde am Vorder- und Hinterrhein."

Bernlochner, August, von Perchting (Bayern), in Adlikon bei Andelfingen: „Der Kanton Zürich in der Restauration."
Glättli, Hugo, von und in Zürich: „Probleme der kirchlichen Toponomastik der Westschweiz und Ostfrankreichs."
Herzog, Peter, von Zürich und Homburg (Thurg.), in Zürich: „Johannes von Müller und die französische Literatur."
Humm, Werner, von Zürich und Kirchleerau (Aarg.), in Zürich: „Ludwig Börne als Journalist."

Von der philosophischen Fakultät II:

Adler, Felix, von und in Zürich: „Über den Stern-Gerlach-Versuch mit Elektronen."
Büchi, Jacques Friedrich Eduard, von Basel und Winterthur, in Zürich: „Über Reduktionsprodukte von Zuckern."
Gansser, August, von Basel, in Lugano: „Der Nordrand der Tambodecke. Geologische und petrographische Untersuchungen zwischen San Bernardino und Splügenpaß."
Stuber, Emil, aus Lüterswil (Sol.), in Aeschi (Sol.): „Blattanatomische Untersuchungen an einigen Xerophyten der Walliser Felsensteppe. Beitrag zur Erkenntnis der ursächlichen Entstehung xeromorpher Merkmale unter Berücksichtigung der ontogenetischen Blattentwicklung."

KUNST.

An der Bahnhofstraße 5 in Zürich werden die Bilder der heute 17jährigen Roswitha Bitterlich gezeigt. 1932 wurden ihre Arbeiten zum erstenmal in Innsbruck ausgestellt. Von da an steigert sich ihr öffentlicher Erfolg von Jahr zu Jahr. 1935 erschien bereits ein Buch über sie „Roswitha Bitterlich, Schwarz-Weiß-Kunst", Text in drei Sprachen, mit 75 Abbildungen. Verlag Felizian Rauch, Innsbruck. Neben ihren Zeichnungen und Malereien verfaßte Roswitha auch Märchenbücher, die sie selbst illustrierte.

In Zürich wird nun ein Teil ihres bereits über 400 Arbeiten umfassenden Werkes gezeigt, ein kurzer Überblick ihres Schaffens von ihrem 3. bis 17. Lebensjahre. Erstaunlich ist schon in den frühesten Arbeiten das sichere technische Können, das dem Alter der Künstlerin weit vorauseilt und uns sogar heute noch teilweise in ihren Federzeichnungen verblüfft: ich denke dabei an die „Apokalyptischen Reiter". Naturgemäß ist bei sehr vielen Arbeiten der deutliche Einfluß eines Malers zu finden, der sie jeweils aus irgend einem Grunde beschäftigt — oder den sie gesehen hat —, welcher Einfluß aber nie über das Formale hinausgeht. Anderes will sie bei ihrer hemmungslosen Phantasie, die sie vor zu großem Naturalismus bewahrt, nicht aufnehmen. Sie läßt sich durch nichts beirren, die Dinge so darzustellen, wie sie sie sieht. Was auch damit übereinstimmt, daß sie sozusagen nie nach der Natur malt oder zeichnet. Porträts und Stilleben kommen bei ihren Arbeiten nicht vor. Ihre Mutter erklärte mir das mit „Zeitmangel und ihre Vorliebe für rasches und spontanes Arbeiten". (An den großen Ölbildern male sie höchstens drei Tage, und Zeichnungen entstehen in wenigen Stunden.)

In ihrem 13. Lebensjahr (also 1933) bringt Roswitha plötzlich neue Motive hervor, wie die Federzeichnung „Vorstadt", ein Elendsbild aus dem Fabrikviertel „Waschweiber". Dann eine Gruppe um ein ertrunkenes Kind. Diese Arbeiten sind von einer großen Einprägsamkeit und Wirkung. Ob die Malerin diese Motive, wie man so deutlich betont, nie gesehen hat, ist meines Erachtens bedeutungslos. Sicher scheint, daß sie sich aus irgend einem äußeren Anlaß angeregt fühlt, sich zeichnerisch und malerisch auszuleben.

Der Gesamteindruck der Ausstellung ist uneinheitlich, was nicht verwundern kann. Erstaunt und ergriffen wird man durch die unheimliche Phan-

tasie, die teilweise gar nicht kindlich anmutet, sodann durch das große technische Können und den feinen Farbensinn. Bleibt abzuwarten, ob das „Wunderkind" Roswitha Bitterlich als Herangewachsene sich weiter emporarbeiten und entwickeln wird. G. F.

FRITZ FLEINER, 1867—1937.

Am Montag, dem 24. Januar 1938, fand vor einem zahlreichen und illustren Publikum in der Aula der Universität Zürich eine akademische Gedächtnisfeier für den am 26. Oktober 1937 verstorbenen Professor Fritz Fleiner statt. Die Universität hat es sich nicht nehmen lassen, die an dieser eindrücklichen Feier gehaltenen Worte in einer äußerlich und innerlich gediegenen Broschüre herauszugeben. Die Schrift enthält neben den Ansprachen von Herrn Rektor Prof. Dr. O. Bürgi (für die Universität), Herrn Prof. Dr. A. Egger (für die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät) und Herrn Dr. jur. E. Moor (für die Studierenden und die „Ehemaligen") im weiteren den Text der dem unvergeßlichen akademischen Lehrer, Gelehrten, Menschen und Patrioten zu Anlaß seines 70. Geburtstages von der Universität dargebrachten Dankesurkunde sowie die am 28. Oktober 1937 im Krematorium Lugano gehaltenen Ansprachen der Herren Prof. Dr. W. Gut und Prof. Dr. Z. Giacometti. Im Anhang findet sich ein von Prof. Giacometti redigiertes Verzeichnis der Publikationen von Prof. Fleiner. Die Schrift kann von allen Studierenden der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät gegen Vorweisung der Legitimationskarte unentgeltlich auf der Kanzlei der Universität bezogen werden. Die Red.

BUCHBESPRECHUNGEN.

Ernest Hemingway, To have and have not, London 1937. Hemingways Motive sind Männer der Tat, Männer des Leidens, Männer im Kampf mit sich selbst und mit der Natur. In diesem Buch beschreibt er das Leben auf einem Fischerboot im mexikanischen Golf; die Inseln, ihre Bewohner, Weiße und Mischlinge, geben den richtigen Hintergrund für diese unromantische Räubergeschichte. Wir erfahren vom Leben der Schmuggler, der Berufsrevolutionäre von Havanna, der reichen Nichtstuer mit ihren rastlosen Frauen: nicht mehr die Romantik von anno dazumal; harte Arbeit für karges Brot, mehr Gefahr als Erfolg. Treffend ist der eigenartige und eigenwillige Stil: kurze Sätze für bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Erzählung. Die Wiedergabe eines Gesprächs zwischen einem verwundeten Neger und seinem Kapitän scheint mir ein Meisterstück der einfachen Gesprächswiedergabe zu sein, eine Situation, in die man sich wirklich hineindenken kann. — Kein Blutdurst, keine groß aufgezogenen Szenen: Alltag, den mitzuerleben ein Festtag ist.

Anna Seghers, Die Rettung, Amsterdam 1937. Die Rettung: 700 m unter Tag werden einige Bergleute durch einen Einsturz gefangen gehalten, sieben bleiben am Leben; an der Grenze des Wahnsinns. Dies verdanken sie dem Arbeiter Bentsch, den sie zum Führer wählen, und dessen Befehlen jeder widerstandslos Folge leistet. Immer wird es Führer und Geführte geben, alte und junge, dies zeigt sich gerade bei Bentsch, der zwar andere retten konnte, aber sich selbst machtlos gegenübersteht, wenn er nach der Rettung arbeitslos und träge apathisch in den Tag hineinlebt. Dieser innerliche Zwiespalt in Bentsch macht ihn zur schwächsten Gestalt des Buches. Nur die Erinnerung an den in den ersten Seiten sehr plastisch geschilderten Retter erhält ihn vor dem Leser aufrecht. — Minutiös schildert Anna Seghers das Leben in den proletarischen Vorstädten, in ihrem eigenen, stoßenden Stil, der vielen Lesern auf die Nerven geht und trotzdem oft treffende Effekte

zu schaffen weiß. Wir lesen diesen Roman mit Andacht und Spannung, einmal gefesselt, dann wieder mit Mobilisation aller Lebensenergie, denn Rückfälle und Abschweifungen sind nicht selten. Kann Anna Seghers eigentlich schreiben? Auf jeden Fall hat sie in ihrer Eindringlichkeit und Schlichtheit etwas zu sagen.

Wilhelm von Scholz, Die Gefährten, Leipzig 1937. 47 gesammelte Novellen, in einem sehr sauberen Deutsch und mit einem sich immer gleich bleibenden kompositorischen Talent geschrieben. Dem Inhalt nach stehen die meisten Erzählungen im eigenartigen Schimmer des Phantastischen, von Scholz hat ein feines Empfinden für Geschehnisse, die sich dem Okkulten nähern oder tief darin eindringen. Unter den wenigen deutschen Schriftstellern, die sich augenblicklich — ohne direkte Beeinflussung durch den neuen Mythos — mit derartigen Gegenständen beschäftigen, darf von Scholz wohl als ein Spezialist bezeichnet werden: er weiß die Geschehnisse und Menschen seiner Erzählungen so darzustellen, daß um sie die Atmosphäre des Unbegreiflichen und Geheimnisvollen schwebt. Man merkt, daß er dieses Stilmittel tatsächlich als ein solches betrachtet und doch auch von der Realität okkulter Erscheinungen durchaus überzeugt ist. Der Effekt ist groß, wenn auch von Scholz sich, im Gegensatz zu Röttger, mehr an das Anekdotische hält, im Sinne altitalienischer Romanciers.

Dr. Joh. Hessen, Die Geistesströmungen der Gegenwart, dargestellt und beurteilt, Freiburg i. B. 1937. Der bekannte katholische Gelehrte stellt die hauptsächlichsten Erscheinungen auf allen Gebieten der Wissenschaft zusammen und gibt einige wenige kritische Bemerkungen dazu. Was mancher vielleicht in Jaspers, Geistige Situation der Zeit, vergeblich suchte, wird er hier finden: eine kurze Orientierung, wenn man zu einem Dozenten einer anderen Fakultät geladen ist. **H. ten Doornkaat.**

Das römische Recht an der Universität Zürich im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Von Dr. A. B. Schwarz, ord. Professor an der Universität Istanbul, vorm. ord. Professor an der Universität Zürich. Polygraphischer Verlag AG. Zürich.

Professor Andreas B. Schwarz, der von 1926 bis 1930 als Professor des römischen Rechts an der Zürcher Universität wirkte, hat vor Jahresfrist in Zürich einen Vortrag gehalten, der große Beachtung fand und geradezu Begeisterung auslöste. Die Drucklegung dieses Vortrages ist dringend gewünscht worden. Herr Prof. Schwarz hat diesem Wunsche Folge gegeben. Die vorliegende Schrift enthält den vor einem Jahr gehaltenen Vortrag mit manchen Ergänzungen, Daten und Literaturangaben.

Das Thema der Schrift ist ein Zürcher Thema: Ein Kapitel zürcherische Universitäts- und Gelehrtengeschichte. Aber ihre Bedeutung reicht weit über das lokale Interesse hinaus. Denn es ist die Eigenart der Universitäten, daß sie Zellen des großen wissenschaftlichen Kosmos bilden. Die Rolle der Zürcher Universität war im Lauf von hundert Jahren eine besonders reiche und vielseitige. Bedeutende Gelehrte und Männer waren in diesen hundert Jahren in Zürich Lehrer des römischen Rechtes, und die Tätigkeit dieser Männer zeigt besonders markant die Richtungen, die man in der Pflege des römischen Rechts auseinanderhalten kann.

NEUANSCHAFFUNGEN DER STUDENTENBIBLIOTHEK.

A 2951 Brod, M.: Franz Kafka.
2961 Flach, J.: Minestra.
2952 Fux, A.: Land unter Gletschern.
2953 Fux, A.: Unseres Herrgotts Lehensleute.
2954 Hessen, J.: Die Geistesströmungen der Gegenwart.

2949 Holland, K.: Carlotta Torresani.
2956 Ross, C.: Der Balkan Amerikas (Mexiko).
2959 Salminen, S.: Katrina.
2959 Scholz, W. v.: Die Gefährten.
2955 Seghers, A.: Die Rettung.
2960 Spahn, H.: Geist und Gewalt in der Völkerpolitik.
2962 Tichy, H.: Zum heiligsten Berg der Welt.
2957 Zweig, St.: Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten.
2950 Knittel, J.: Therese Etienne.
B 527h Romains, J.: Les hommes de bonne volonté, XIII: Mission à Rome.
i Romains, J.: Les hommes de bonne volonté, XIV: Le drapeau noir.
717 Giono, J.: Batailles dans la montagne.
C 238 Erskine, J.: Young love.
239 Warner, S. T.: Summer will show (Zürcher Student XV/8).

Für die Bibliothekkommission, der Präsident: **H. ten Doornkaat,** theol.

Redaktionsschluß: 9. April.

Die nächste Nummer erscheint zum Semesterbeginn.

Zuschriften sind an den Redaktor des „Zürcher Student":
Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

CONFISERIE
TEA-ROOM
Rhagnin
3 Minuten von der E. T. H.
Universitätstr. 40 • zum „Haldenbach"

La Marquise
TEA-ROOM · ZÜRICH 1
Ecke Zähringerstraße · Häringstraße 15
MARGARETA STUDER · Tel. 22.330

31.77 TAXAMETER
G. WINTERHALDER
REISE UNTERNEHMUNG

Ihr Leben

versichert

KURT ZUPPINGER

Büro: Asylstr. 82, Zürich 7. Tel. 24.058

Spezialhaus

für Präzisions-Uhren und Bijouterie

zu vorteilhaften Preisen

Gewissenhafte Reparaturen

Amstutz - Eugster

Uhrmacher Goldschmied

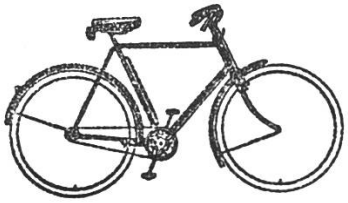
Weinbergstraße 15, b. Kino Capitol

A. Hiltl

Diätrestaurant

Sihlstr. 28

empfiehlt seine erstklassige vegetarische Küche. Eigene Konditorei. Im I. Stock eleganter, heimeliger Teeraum



Velos in allen Ausführungen

Halbrenner, Damenräder, Militärräder · Renner nur erstklassiges Schweizerfabrikat.

Auch auf Teilzahlung.

ALBATROS A.-G., Stauffacherstraße 27

General-vertretung

Verlangen Sie Prospekt

Waisenhausstr. 2

Aug. Baggenstos · Zürich 1

Photo-Pleyer

Feinste

Portraits jeden Genres

ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Manz & Co.. Zähringerstr. 24, Zürich 1

Spezial-Haus für Confitüren - 26 Sorten